

(Nachdruck verboten.)

82]

Kinder der Gasse.

Roman von Charlotte Knödel.

Der Paula schoß das Blut in die Stirn. Wenn er das erfährt, ja, ja — ha! Aber sie lachte gleich darauf: ach was, ich hab en einmal rumgekriegt — —! und dann wandte sie sich an die Luis.

„Was geht Dich das eigentlich an?“ sagte sie, „kümmer Dich doch um Dein Kram!“ Sie stand vom Stuhl auf.

„Paula!“ Die Luis hielt ihre Hand, „Du mußt nit — — aber weißt, ich mein halt, der Christian und Du, Ihr zwei, das taugt nix!“

„So!“ höhnte die Paula.

„Ja.“ Die Luis richtete sich wieder auf. Rote Flecken brannten auf ihren Backenknochen. „Siehst Du . . . Du kannst . . . doch all andere habe, und der Christian, der laßt nit mit sich spaße!“

Die Paula biß sich auf die Zähne: andere? Der Christian läßt nit mit sich spaße! Das Blut schoß ihr wieder in den Kopf. Andere? — Nein! . . . die sie nehmen würden, die anderen . . . nein! . . . nein! Das gab dann so en Wirtschaft wie daheim! Und das hatte sie satt!

Sie wollte raus! Wozu war sie schön! Wozu? — Sollte sie am Ende wie ihre Mutter — —? Der Eckel stieg in ihr auf. Nein, nein! So nicht! das nicht!

Der Christian! Der Christian! Es war ihr, als müßte sie sich an ihn klammern.

Ich will auch gewiß mit keinem ändern mehr anbändeln, wenn ich en erst hab. Und ich will puße . . . en sauber Wohnung soll er habe, alles . . . alles!

Aber ihn fahren lassen?! nein, nein! Lieber, lieber — — Sie atmete tief. Und wenn er's hört . . . wenn, wenn — Sie dachte an die Drohung, die er ihr häufig wiederholt. Sie sah seine blitzenden Augen, und eine Sekunde lang überkam sie das Zittern. Dann aber lachte sie . . . ah was, das is eso geredt! Er wird's schon nit höre und wenn — — Ich muß en habe! ich muß en habe! mag's komme wie's will!

„Paula . . . der Christian tut der was zu leid . . . wenn, wenn — —“ sagte die Luis. „Guck, und wenn De en laufe läßt, wenn De em einfach sagst: ich habe andere und ich mag Dich nit mehr, dann, dann tut er Dir doch wenigstens nix . . .! Es muß Dir doch was am Lebe liege, Paula! — Herrgott, am Lebe!“

Mit glühenden Wangen und fieberhaft leuchtenden Augen hockte die Luis da, mit eingefallener Brust und gekrümmtem Rücken, mit weitabstehenden Ohren und hohlen Schläfen.

Ihre Finger zitterten und krümmten sich wie im Krampfe. „Am Lebe, Paula, hängst Du denn nit am Lebe, ah!“ stieß sie hervor mit einer Stimme, die völlig heiser geworden war.

„Am Leben . . .!“

Die Paula fröstelte es bei dem Anblick, und die heiseren Worte der Luis trieben ihr den Schweiß auf die Stirn.

Aber der Christian, der Christian muß, er muß mich heirate! schrie es immer wieder in ihr. Er muß! er muß! Die Luis lag ganz erschöpft in den Kissen.

„Paula,“ sagte sie kaum hörbar, als die aufstand, „Paula!“ und sie preßte ihre Hand in den glühenden, zuckenden Fingern.

„Ich muß gehn,“ sagte das Mädchen.

„Und? —“

„Ich will mer's überlegen! Adieu auch!“ Und sie ging aus der Kammer, darin die Luis reglos und sterbensmatt zurückblieb.

Als der Christian am nächsten Sonntag kam, erschrak er über den Anblick der Schwester.

„Luis!“ sagte er, und die Tränen liefen ihm an den Backen hinab.

„Ja, so is es,“ meinte die, „wenn mer im Bett liegt . . . dann kommt mer so schnell nit mehr raus!“

Für letzte Freitag hab ich em Vater schon Fastnachtsküchle versproche, und heut lieg ich als noch!“

Sie atmete ein paarmal kurz hintereinander, dann, als sie Müting sah, der den Kopf in die Kammer steckte, sagte sie: „Aber nächste Freitag, Vater, da mach ich die Küchle!“ und sie verzog das Gesicht zu einem Lachen. „Nächsten Freitag!“

Dann wollte sie mit dem Christian über die Paula reden, aber die Aufregung überfiel sie schon bei dem Gedanken. Das Zittern überkam sie, und sie drückte dem Bruder stumm die Hand, als er von ihr fort zu seinem Mädchen ging.

Er ging mit zusammengepreßten Lippen.

„Heut laß ich mich nit von ihr zum Narren halte! Heut leg ich ihr die Fall!“ sagte er.

Bei Eckels traf er die Paula allein zu Hause. Sie hatte ein schlichtes, schwarzes Kleid an, und ihr schweres, blondes Haar hing ihr in zwei langen Zöpfen über den Rücken hinab. Wie schön sie doch ist! dachte der Christian. Wie schön! Das Herz krampfte sich ihm zusammen.

„Na, laßt Dich heut mal wieder sehn?“ fragte sie und wandte sich nur halb nach ihm um.

„Letzte Sonntag, hm, da war's em Luis nit gut,“ sagte der Christian.

„Also ja, das liegt all im Bett,“ nickte das Mädchen.

„Warste bei em?“

„Inja!“

Dann schwiegen sie.

Der Christian hatte wieder die Zähne zusammengepreßt. Er atmete laut durch die Nase.

Mit dem Fuß schob ihm das Mädchen einen Stuhl hin.

Er setzte sich und drehte den Hut zwischen den Fingern.

Eine Weile sah sie ihm zu, dann nahm sie ihm den Filz aus den Händen und hängte ihn an den Nagel.

„So!“ sagte sie, verchränkte die Arme über der Brust und setzte sich auf den Tisch, ein paar Schritt von ihm weg. Was hat er nur? dachte sie dabei.

Das Schweigen wurde ihr unheimlich. Sie nahm einen ihrer Zöpfe und begann damit zu spielen. Was hat er nur? Will er? . . . Hat das Luis ihm am End überred und weiß er nit wie er's anbringe soll? Sie sann einen Augenblick. Sie sah ihn von der Seite an.

Er will — will mer de Abschied geben?! Die Angst schnürte ihr die Kehle zu. Den Abschied! Nein, nein, das darf er nit! Das darf er nit! Ich will nit!

Sie warf den Kopf zurück. Ich will sehn, wer von uns der stärkst is, dachte sie, und ihre Augen funkelten.

„Ich war beim Luis, Christian,“ hub sie jah an.

„Ja, Du hast's schon gesagt.“

„Aber ich bin nit von selber hingegange!“

„Soo . . .!“ Er hob den Kopf.

„Sie hat mich rufe lasse . . .!“

„Und?“

„Sie hat gesagt, ich soll von Dir lasse . . .!“

„Soo . . .?“

„Sie sagt, Du tääst Dein Stell verliere, wenn De mich heiratst, weil . . . weil ich katholisch bin, und weil, weil früher, eh ich mit Der gegange bin . . .!“

Da sprang der Christian auf. „Eh Du mit mer gegange bist?! Ha! und jetzt? hä, jetzt?“

Er trat dicht vor sie hin und sah sie mit wilden Augen an. „Gehste jetzt vielleicht nit mit andere, trotzdem De mer's immer geschwore hast, jede Sonntag, wo ich da war, geschwore . . .!“

Sie sah ohne sich zu regen. Sie zuckte nicht mit der Wimper und sah ihn gerade an.

„Von wem haste Dir das vorluge lasse?“ fragte sie kalt. Ihre Ruhe brachte ihn außer Fassung.

Wenn sie ein schlechtes Gewissen hätte, könnte sie dann so ruhig sitzen bleiben? Herrgott, sie hätte doch zusammenzucken müssen bei dieser Anschuldigung! Die Furcht hätte ihr das Blut aus dem Gesicht jagen müssen!

Ein Zittern, ein leifestes Zittern wenigstens hätte sie durchrüttelt! — Aber nichts von alledem.

Mit starrem, gleichgültigem Gesicht sah sie. Um den Mund nur hatte sie ein spöttisches Lächeln.

Das Lächeln machte ihn rasend. Er packte sie an den Armen und schüttelte sie. „Gehst vielleicht mit keinem ändern mehr, seit . . . seit? hä! oder —?“ Er schaute sie durchdringend an.

Sie zuckte die Achseln und hob den Kopf.

„Antwort!“ rief der Christian.

„Was soll ich sage! Wenn Du Deine Bügner mehr glaubst wie mir!“

„Paula!“

Wieder zuckte sie mit den Achseln. „Ich weiß wohl, daß es Deine Leut nit gern habe, daß De mit mer gehst! Sie haben Angst, daß, wenn De mich heiratst, Du am End nit mehr genug für Deinen Vater hergebe täfst. Na ja! Mir is recht! Ich will Der nit im Weg sein! Aber deshalb brauchen se mich nit schlecht zu mache! Nit schlechter wie ich bin!“

Was ich Der geschworen hab vor eme Jahr, Christian, das hab ich gehalten bis heut! Was vorher war . . . Ich hab Dir nit vorgeloge . . .!“ Ihre Stimme hatte zu zittern begonnen, bei den letzten Worten schluchzte sie auf.

Und der Christian ließ seine Arme sinken.

„Paula,“ sagte er. „Is . . . is das wahr?“

„Frag doch nit! Wenn ich Der drauf antwort, wie ich kann und muß, dann glaubste ja doch nit, drum — —!“

Er tastete nach ihren Händen.

„Laß mich!“ sagte sie. Sie sprang vom Tisch herunter und wich ein paar Schritte zurück. „Laß mich! Ich geh Dich nit an! Du hast für Dein Vater zu Sorge und für de Johann und dem Marie sein Kinner und da . . .“ vorsichtig forschte sie im Gesicht des jungen Mannes — „da hast kein Recht an Dich zu denke . . . und dann . . .“

Es Luis hat sich ja auch immer nure geplagt für die andere und weil's da drüber zugrund geht, mußt Du Dich halt vor de Wage spanne . . .“

Und das is es,“ sie fuhr sich mit dem Taschentuch über die Augen, „das is es, was mer eso leid tut! . . . Denn es Luis, na ja, es tut ein schon in der Seel weh zu sehn, wie das sich abgeschafft hat, für Leut, die em fein Dank wisse, aber daß Du Dich auch noch — —!“ Sie schlug die Hände vors Gesicht.

Der Christian ließ schweigend in der Stube auf und ab. Kann man aus der Flug werde? Kann man Flug aus ihr werden? dachte er einmal übers andere. Lügt sie oder redet sie die Wahrheit? Rascher raste er auf und ab. Lügt sie oder redet sie die Wahrheit? Lügt sie oder redet sie die Wahrheit?!

Eine lange Weile hallten nur des jungen Mannes Schritte durch den Raum.

Dann hob der Christian den Kopf. „Von mir is jetzt nit die Rede,“ sagte er.

„Soo . . .? Von wem denn sonst? Das Luis hat mich gerufe, um mit mir von Dir zu rede und von niemand anders! Um mich kümmert sich das doch nit! Hahaha!“ Sie lachte laut.

„Um mich!“

„Und Du vielleicht? Willst Du vielleicht jetzt nochmal von mir anfangen? Hä! Ich geh Dich von heut ab nit mehr an! Ich kann jetzt tun was ich will! Und gleich, wenn ich Dich zur Tür drauße hab, da puß ich mich und hol mer einen für heut nacht, und wenn Du emal — — für drei Mark tu ich's!“ Sie lachte wieder.

Es war dasselbe verzweifelte Lachen, das ihm schon einmal so weh getan hatte.

Der Schweiß stand auf seiner Stirn. Kalter Schweiß. Und seine Finger brannten wie im Fieber.

„Paula!“ Er wollte sie am Arm fassen, aber sie stieß ihn von sich.

„Geh zur Luis, geh, geh! Ich will der nit mehr im Weg sein. Ich geh em ja auch recht! Wie's mer gesagt hat . . . daß der Christian hat Lehrer werde dürfe, das verdankt er ja doch nure mir! da hab ich halt mit em Kopf genickt. Du verdankst's em, das is wahr, und dafür mußt em auch was zulieb tun. Dafür kannst mich schon fahre lasse . . .!“

Sie ging an ihm vorbei ans Fenster und schaute hinaus. Ohne sich zu rühren, stand sie. Sie horchte auf des Christians lauten Atem. Ein selbstzufriedenes Lächeln war auf ihren Lippen. Hab ich Dich weich? dachte sie.

Da hörte sie den Christian ein paar Schritte tun. Und ihr Gesicht wurde ernst.

„Gehst de?“ fragte sie mit dumpfer Stimme, ohne sich umzudrehen.

(Fortsetzung folgt.)

Valparaiso

und die Erdbebenkatastrophen in Südamerika.

Raum daß sich die Aufregung über das gewaltige Erdbeben gelegt hat, das im April dieses Jahres die glänzende Stadt am goldenen Loxe und die Küste Kaliforniens verwüstete, meldet der Telegraph eine neue Katastrophe gleicher Art, die in dem klassischen Erdbebenlande Amerikas, an der chilenischen Küste die Stadt Valparaiso und weite Gegenden der genannten Republik verheert hat.

Das Valle paradoiso, das Tal des Paradieses, wie die Konquistadoren die von den Pittichen des lächelnden Frühlingsgottes umwehte Bucht an der sonst so hafensarmen, pazifischen Küste nannten, wo sie um das Jahr 1540 eine Niederlassung gründeten, hat durch ein volles Vierteljahrtausend das Los so vieler anderen spanischen Niederlassungen geteilt, die Dank der Gleichgültigkeit des Mutterlandes und seiner räuberischen Kolonialpolitik nicht gedeihen konnten. Es blieb ein elendes hispanisches Dorf, in dem Spanierstämme, die Indianer knechtend, ein trübes Dasein führten, und noch 1820 zählte man in dem Orte knapp 6000 Einwohner. Schon aber hatte im Anfange des 19. Jahrhunderts die große südamerikanische Freiheitsbewegung das fruchtbare Land der Araukaner ergriffen. Die von den La Platastaaten und den Engländern unter Lord Cochrane unterführten Chilenen führten siegreich ihre Revolution durch, nach den Schlachten im Tale von Chacabuco und am Mapu mußten die Spanier das Land räumen und in den seitdem verfloffenen 86 Jahren hat sich Chile zu dem bestgeordneten Staatswesen des an politischen Umwälzungen überreichen südamerikanischen Kontinentes, Valparaiso aber, obwohl ihm neuerdings die Salpeterhäfen hinsichtlich der Warenausfuhr eine scharfe Konkurrenz bereiten, zu einer glänzenden Hafenstadt von 150 000 Einwohnern entwickelt, in der die deutschen Niederlassungen die für den Handel wichtigste Rolle spielen.

Nähert man sich der Stadt von der Seeseite auf einem der aus Valdivia, Concepcion oder La Serena kommenden Dampfer, so dünkt dem Reisenden der Titel eines paradiesischen Tales wohl etwas übertrieben. Aber nach dem unerquicklichen Anblick der baum- und strauchlosen nordchilenischen Küsten und den Schrecknissen der sturmunwehten, regentriefenden, südschilenischen Gesteade entzückt das reiche, saftige Grün, das die Natur hier in verbereschwenderischem Ueberflusse ausgestreut hat, das der malerischen Gendrüde lange entbehrende Auge, und wenn der so oft über den Hoch-Anden liegende Wolkenvorhang sich hebt und über den niedrigeren Ketten der Nordbilleren der Steilfelsen des als Vulkan längst erloschenen 7038 Meter hohen Konkagua, des höchsten südamerikanischen Berges, sichtbar wird, entfaltet sich ein unbestreitbar großartiges Landschaftsbild. Was im Vordergrund liegt, entbehrt aber sehr der pittoresken Linien. Von der Zitadelle oberhalb des Vueras- und Valdiviaforts zieht sich im weiten, 5 Kilometer langen Halbkreisbogen jenseits eines schmalen, nur an der Nueva Malecon und der Gran Avenida etwas breiter werdenden Strandes eine häßlich graue, verwiterte Flucht ebenso schmaler wie hoher Häuser hin, die den Ausblick auf die dahinter liegende Stadt verdecken.

Auf der Gran Avenida und auf den nächsten Parallelsstraßen, der Calle de Yungai, der Calle de Chacabuco, der Calle de Mapu und der Calle de la Independencia, die sämtlich im Osten an der breiten und prächtigen Avenida de las Delicias enden, widelt sich mit merkwürdiger Geräuschlosigkeit das geschäftliche Leben von Valparaiso ab. Reife gleiten die elektrischen Straßenbahnen durch die breiten, sich im rechten Winkel schneidenden Straßen und auch in den zum Teile glänzend eingerichteten Kaufläden merkt man nichts von der hastenden Nervosität, die das Treiben mancher weit kleineren amerikanischen Hafenstadt verunziert. Erst weiter im Westen, wo die krummen und engen, vom El Blanco überragten Gäßchen des Stadtteils El Puerto beginnen, wird es lebhafter. Hier drängt sich das Publikum zu den Pollspeichern, den großartigen Almacenes fiscales, zur Hauptpost, zur Intendencia, zum Rathaus und zum Justizpalast, zum Hauptbahnhof, zur Börse und den Banken. Nicht weit davon haust in den Seitengäßchen hinter der Plaza de Echaurren der Geist des Branntweins und das in allen größeren Hafenstädten üppig wuchernde Laster.

Bei einer Wanderung durch die Stadtteile stößt man auf manchen architektonisch bemerkenswerten Platz mit Monumentalgebäuden, unter denen das Teatro Municipale auf der Plaza de la Vittoria und das Nationaltheater sowie das Logengebäude besonders bemerkbar sind.

Auf steil ansteigenden, schmalen Gassen, in denen man der Göttin Hygieia noch keine Tempel erbaut hat, gelangt man hinauf zum Cerro de Concepcion. Schöne, fast horizontale Spaziergänge und Fahrwege bieten imponierende Ausblicke auf den Hafen und das dahinter sich dehnende, unendliche Meer. Weniger schön dagegen sind die Villen- und Wohnhäuser mit ihren nüchternen Wellblechdächern.

Ein wirklich harmonisches Bild bietet sich erst, wenn man auf der nach Santiago führenden Eisenbahn nach der eine halbe Bahnstunde entfernten Station Vina del mar fährt, wo sich die Fremden und wohlhabenderen Einheimischen angesiedelt haben, die nicht in der Stadt wohnen mögen. Vina del mar ist keine eigentliche Sommerfrische, die in einem Klima kaum notwendig ist, wo die mittlere Temperatur des Winters von 11,4 Grad C. von derjenigen des Sommers (16,8 Grad C.) nur um 5 Grad übertroffen

wird. Es ist vielmehr ein Vorort, in dem man jahraus, jahrein wohnt. Hier vermählt sich die Pracht des dunklen Tropengrüns mit dem flachen sandigen Strand und den schaumgekrönten Wogen des stillen Ozeans zu einer berausenden Farbenharmonie.

Es ist jetzt nicht das erstmal, daß Valparaiso von einem mit zerstörender Gewalt auftretenden Erdbeben heimgesucht wurde. Nach vielen, den vergangenen Jahrhunderten angehörenden Beben, die nichts zerstören konnten, weil der Ort damals ein aus erbärmlichen Hütten bestehendes Nest war, warfen am 20. Februar 1835 furchtbare Erdstöße die damals in ihrer ersten, kräftigen Entwicklung befindliche Stadt fast zur Hälfte um. Sie vernichteten damals dasjenige, was seit dem Erdbeben vom November 1822, das die ganze chilenische Küste verheerte, erbaut worden war und leiteten damals einen neuen Abschnitt der in fast regelmäßigen Absätzen erfolgenden säkularen Hebung der langen Küste zwischen Copiapo im Norden und der Insel Chiloe im Süden ein. Während das Meer bis zur Robinsoninsel Juan Fernandez wild erbehte und der Vulkan Osorno seine Laven ergoß, hob sich die Küste in überraschend schneller Zeit um zwei Meter, von denen allerdings später ein Meter wieder durch langsame Senkung verloren ging. Es gibt überhaupt keine andere Erdgegend, in der sich in geschichtlicher Zeit so viele Niveauveränderungen vollzogen haben, wie hier; denn dreizehn Jahre vorher hatte sich der Boden an der Küste während der Erdstöße vom 19. November 1822 bis in den September 1823 um zwei Meter erhöht, während das Emporsteigen im Binnenlande einen Betrag bis zu 3 und 4 Metern erreichte.

Ueber die geologische Natur dieser Erdbeben herrscht, obwohl sie in Südamerika nach einem Ausdrud Alexanders von Humboldt wegen ihrer großen Häufigkeit, wenn sie als kleine Erschütterungen auftreten, so wenig beachtet werden wie ein Hagelwetter, noch manche Dunkelheit, in die vielleicht durch die Tätigkeit des gerade jetzt in Mendoza mit geologischen Forschungen beschäftigten deutschen Gelehrten Dr. Richard Stappenbed einige Klarheit gebracht wird. Im allgemeinen läßt sich darüber nur folgendes sagen: Südamerika beginnt an der dem Atlantischen Ozean zugewendeten Ostküste mit flachen Gestaden, die sich sowohl in den La-Platastaaten wie in dem ungeheuren Stromgebiet des Rio Amazonas in die weitesten Tiefen des Erdballes fortsetzen, bis der Wall der südamerikanischen Anden plötzlich jäh emporstiegt. Ihr höchster Kamm fällt dann nach Westen zu in steilem Abstieg zur pazifischen Küste herab und dieser Abstieg findet sein Ende noch nicht einmal am Perusufer, sondern setzt sich in den Ozean hinunter fort, so daß man schon 100 Kilometer westlich von Valparaiso eine Tiefe von 5651 Meter und 60 Kilometer westlich von Kap Ballena sogar eine Tiefe von 7635 Meter lotet. Vom Aconcagua und dem Vulkan Mollallaco senkt sich also die Erde auf einer Strecke von 200 Kilometer um 13 000 bis 14 000 Meter. Ähnliche Verhältnisse herrschen auch an der pazifischen Küste von Nordamerika, so daß die ganze 14 000 Kilometer lange Strandlinie von Patagonien bis hinauf zum Mount Elias nichts anderes ist als eine ungeheure Bruchlinie im Erdball, an der das östlich gelegene Land als himmelanragendes Kettengebirge stehen blieb, während daneben eine schmale, aber tiefe Rinne im Ozean entstand. Das vom Druck hier entlastete Erdinnere verflüssigte sich zum Teil und führte zur Bildung der zahlreichen, teils noch tätigen, teils erloschenen Vulkane, von denen sich die Zahl der noch tätigen in Ecuador, Peru, Bolivien und Chile allein auf nicht weniger als 37 beläuft. Schon die durch den Bergdruck erzeugten Verschiebungen, daneben aber auch das Eindringen von Wasser aus dem Meere in dabei entstehende Spalten bewirken das Auftreten zahlreicher Erdbeben. Sehr ähnliche Verhältnisse herrschen dann noch in dem zweiten großen Erdbebenherd Südamerikas, in Venezuela und Columbia, wo hart neben der 5000 Meter hohen Sierra Nevada de Santa Maria und den Ploniabergen der Tiefshlund des Karibischen Meeres sich öffnet.

Aus der langen Reihe der hier beobachteten Erdbeben seien hier nur folgende, durch den Umfang der Katastrophe bedeutsame, hervorgehoben. Am 28. Oktober 1746 wurde Lima, die Hauptstadt von Peru, vom Schicksal ereilt. Dem ersten um 10 1/2 Uhr abends stattfindenden Stoße folgten innerhalb 24 Stunden noch 200 weitere. Dabei stieg das Meer 26 Meter über seinen höchsten Stand und vernichtete die damals 5000 Einwohner zählende Hafenstadt Callao so gründlich, daß nach seinem Zurücktreten nur noch die Grundmauern der Festungswerke die Stelle anzeigten, wo die Stadt gestanden hatte. Die Mannschaften einiger im Hafen liegenden Schiffe, die von der Springflut über die Hausdächer hinweggetragen wurden und eine Meile landeinwärts in Gärten strandeten, waren fast die einzigen, die mit dem Leben davontamen. Nicht weniger entsetzlich war das Erdbeben von Riobamba in Ecuador am 4. Februar 1797, wobei an 30 000 Menschen ihr Leben verloren und das auch dadurch bemerkenswert ist, daß am Orte, wo der Stoß am stärksten auftrat, keinerlei unterirdische Geräusche gehört wurden, während 150—250 Kilometer weiter weg in der Umgebung von Quito und Ibarra 18 bis 20 Minuten später die Erde zu brüllen begann. Ähnliches beobachtete man bei dem schrecklichen, 20 000 Menschenleben vernichtenden Erdbeben von Neu-Granada, am 16. November 1827, bei dem im Caucaale keine Erschütterungen, dafür aber in Abständen von je einer halben Minute gewaltige unterirdische Detonationen auftraten. Schon acht Jahre später wurde dieselbe unglückliche Gegend von einem neuen, ebenso schweren Erdbeben heimgesucht, dessen Donner in

Popayan, Bogota, Santa Maria und Caracas, ja sogar bis auf Entfernungen gehört wurden, die der Strecke vom Vesuv bis ins südliche Frankreich gleichkommen.

Die eben genannte Stadt Caracas, die Hauptstadt von Venezuela war am 26. März 1812 der Schauplatz eines unbeschreiblich verheerenden Erdbebens, das durch die padende, von Alexander von Humboldt gegebene Beschreibung in seinen Einzelheiten bekannt ist. Schon im Dezember 1811 hatte ein Erdstoß die sorglosen Bewohner erschreckt. Dann kam der 26. März 1812, ein drückend heißer Tag mit stiller Luft und unbewölktem Himmel. Da es Gründonnerstag war, befand sich ein großer Teil der Bevölkerung in den Kirchen, als um 4 Uhr 7 Minuten der erste Erdstoß erfolgte, der so stark war, daß die Kirchenglocken anschlugen, von des Schicksals Hand zum Grabgeläute für die Menschen geschwungen. Gleich darauf erfolgte ein zweiter, etwa 10 Sekunden langer Stoß, bei dem sich die Erde wie wallendes Wasser bewegte. Und als man nun nach einigen Augenblicken der Ruhe glaubte, daß alles vorüber sei, begann sich aufs neue die Erde unter schrecklichem Brüllen in allen Richtungen von oben nach unten und in allen Strichen der Windrose zu bewegen. Solchen Kräften konnte kein Gebäude standhalten. Die größten Kirchen, darunter die Kathedrale de la Trinidad und die Alta Gracia fielen zu flachen Schutthaufen zusammen, unter ihren einsturzenden Gewölben an 4000 Menschen begrabend. Ein ganzes Regiment, das eben im Begriff war, die Kaserne El Cuartel de San Carlos zu verlassen, um sich der großen Prozession anzuschließen, wurde fast bis auf den letzten Mann von den Trümmern ihrer Kasernen erschlagen. Weitere 7000 Menschen lagen unter den Mauern ihrer Häuser. Gegen Abend senkte sich die ungeheure, finstere Staubwolke, und als der fast volle Mond die stille, schöne Tropennacht zu erhellen begann, beleuchtete er an den Ufern des stark angeschwellenen Rio Guaire ein Bild unersagbaren Jammers.

Aus neuerer Zeit ist noch das Erdbeben vom 13. bis 15. August 1868 zu erwähnen, bei dem in Peru und Ecuador 25 000 Menschen erschlagen wurden. —

Kurt Rudolf Preussner.

Kleines feuilleton.

gc. Wie Odesa gepflastert wurde. Erst etwa um die Mitte der sechziger Jahre hat die zweitgrößte Stadt Rußlands, als welche Odesa gilt, Pflaster erhalten, trotzdem sie diese Wohlthat bereits fünfzig Jahre zuvor erstrebt hatte. Im Jahre 1816, nach dem großen Kriege, wurde zum ersten Male eine Pflastersteuer erhoben. Aber die Tischgenossen hielten es für zweckmäßiger, das Geld in die eigenen Taschen fließen zu lassen, als in Steinen anzulegen. Etliche Zeit später erhob der Gouverneur Woronzow abermals eine derartige Abgabe; aber nach reiflicher Ueberlegung beschloß er, den Ertrag lieber für den Bau einer monumentalen Treppe zu verwenden, die von der am Meere sich hinziehenden Promenade nach dem Strande hinabführt. Es scheint dann eine ganze Weile kein Bedürfnis für das Pflaster vorhanden gewesen zu sein, bis sich ein Engländer einfand, der die Durchführung der Pflasterung zu einem unglaublich billigen Preise übernehmen wollte. Da er sich mit den höheren Beamten vortrefflich zu stellen wußte, so erhielt er einen Vorstoß und verschwand. Wieder zog ein Jahrzehnt über die ungepflasterte Stadt dahin. Da sagte ein mutiger Bürgermeister von Odesa in Gemeinschaft mit einigen wohlhabenden Einwohnern den kühnen Plan, der Stadt durch freiwillige Beiträge ein Straßenpflaster zu verschaffen. Es kam eine hübsche Summe ein. Da aber der Bürgermeister vergebessen hatte, an geeigneter Stelle seinem Plan hingenden Nachdruck zu geben, so wurde er als ein Mann, der sich in Sachen mischt, die ihn nichts angehen, vom Gouverneur seines Amtes enthoben und die freiwilligen Beiträge wurden „eingezogen“. Als der Fall vergehen war, wandte sich die Bürgerschaft an das Departement der öffentlichen Arbeiten in Petersburg, und pünktlich nach zwei Jahren traf der Bescheid ein, daß die Stadt gepflastert werden müsse. Die Steuererheber machten also wieder ihren Rundgang, und in den nächsten zwei Jahren wurden mächtige Wagenladungen mit Steinen angefahren, die, ihrer Bestimmung harrend, den Straßenverkehr beinahe unmöglich machten. Da traf eines Tages im Frühjahr die Nachricht ein, der Zar Alexander II. wolle der Stadt im Herbst einen Besuch machen. Nun ging ein gewaltiges Buddeln los und das schöne Odesa bekam wirklich sein Pflaster, das zwar etwas teuer und nicht besonders gut, aber doch immerhin Pflaster war! —

w. Die Dänische Heidegesellschaft. Ein glänzendes Beispiel der auf den inneren Ausbau des Landes gerichteten Bestrebungen ist die Tätigkeit der Dänischen Heidegesellschaft, welche sich im Jahre 1866 bildete. Ihre ursprüngliche Aufgabe war die Fruchtbarmachung der jütländischen Heide. Die Mittel dazu sollten Bewässerungsanlagen, Waldkultur und Begebauten sein. Die zu Forstkulturen bestimmten eigenen Flächen der Gesellschaft umfassen 5575 Hektar, während sich die Wirksamkeit der Gesellschaft im ganzen über 55 000 Hektar Forstboden erstreckt. Ferner betreibt die Gesellschaft in Jütland drei feste Versuchstationen für Moor- und Wiesenbau, von denen die eine 110 Hektar ausgeprägte Hochmoorflächen, die zweite 390 Hektar Niederungs- und Hochmoor, die dritte 75 Hektar Rieselwiesen und 28 Hektar Ackerland bearbeitet. Außer-

dem sind auf fremdem Grund 458 Moor-Probefstationen angelegt, welche zum Teil auch außerhalb Jütlands auf den Inseln liegen. Die Bemühungen der Gesellschaft, das Interesse der Heidebewohner für Wiesenkultur zu beleben, fielen auf sehr günstigen Boden. Es sind im Laufe der Zeit von ihr selbst oder nach Anweisung ihrer Ingenieure mehr als 100 verschiedene Kanalanlagen ausgeführt und etwa 8000 Hektar Wiesenflächen gewonnen. Eine wichtige Frage bei der Gründung dieser Anlagen war die Versorgung der Wiesen mit Mergel. Es wurden Mergelgruben angelegt und drei Bahnen gebaut, welche in der Hauptsache der Mergelbeförderung dienen sollten. Die Länge derselben macht zusammen 60 Kilometer aus. Zur Tätigkeit der Gesellschaft gehört ferner die Ansteilung von Forstpflanzen und Sämereien an etwa 50 Pflanzvereine, welche sich die Aufgabe gestellt haben, kleine Pflanzungen zum Schutz der Heide und Gehöfte gegen Wind anzulegen, eine in dem windigen Jütland außerordentlich wichtige Sache. Schon Ende der Achtziger Jahre hatte die Heidegesellschaft ungefähr alle in den jütländischen Heiden sich darbietenden Gelegenheiten zur Anlage von Bewässerungswiesen ausgenutzt. Es kam deshalb ganz von selbst, daß die Meliorationsbestrebungen sich nun auch anderen Aufgaben zuwandten. Dazu boten die zahlreichen Hoch- und Niederungsmoore Dänemarks ein reiches Arbeitsfeld. Es wurden Moorversuchstationen eingerichtet und die Privatbesitzer von Moorflächen mit Rat und Tat bei deren Kulturbarmachung unterstützt. Auch mit den tiefegelegenen fruchtbaren Marschböden befaßten sich die Techniker der Heidegesellschaft mehrfach. So arbeiteten sie nach und nach die Pläne von etwa 40 größeren Wasserstandsregulierungen aus, nicht selten unter Benutzung von langen Deichen und Dampfpumpen für etwa 17 000 Hektar Bodenfläche. Wenn die Heidegesellschaft bisher auch recht Erhebliches erreicht hat mit der Gewinnung von 54 000 Hektar zur Forstkultur, so bietet Jütland trotzdem noch ein ungeheures Feld für ihre fernere Betätigung.

hl. Was der Mensch braucht. „40 000 M. im Jahre sind gerade genug, um das zum Leben Notwendigste zu kaufen!“ Das ist die Erkenntnis, zu der die ehrwürdige „Times“ in einem Leitartikel kommt. Ja, bei genauerem Zusehen erweist es sich, daß 40 000 M. zwar zum Sterben zu viel, aber zum Leben eigentlich zu wenig sind, und daß die armen Leute, die über dieses Jahreseinkommen verfügen, im Grunde zu den Unglücklichsten aller Londoner gehören. Jedenfalls meinen sie, daß die „Times“ mit ihrer Behauptung ins Schwarze getroffen hat. Es sind ungewöhnlich gut situierte jüngere Söhne reicher Familien, mächtig vom Glück begünstigte Advokaten und Aerzte und — unglückliche Spekulanten, die ein solches Einkommen haben; und wenn diese nicht Schulden machen wollen, so „können sie wirklich nur das Notwendigste zum Leben kaufen“, wie das City-Blatt es so glücklich herausgebracht hat. „Und nun sehen Sie,“ sagte ein Arzt z. B., „warum die Mehrzahl der Männer mit einem Einkommen von etwa 40 000 M. im Jahre zu den armseligsten Mitgliedern der Menschheit gehören. Wir haben eine gesellschaftliche Stellung zu behaupten. Wir müssen Diners geben und uns in den Theaterlogen sehen lassen. Wir müssen mit Frau und Kind die Ferien in der Schweiz zubringen. Die Frauen und Töchter wollen gut gekleidet sein und zum Sonntag aufs Land gehen, und die Söhne müssen die Universität Oxford besuchen. Da können Sie sich vorstellen, was solch ein Leben auf sich hat. Wir können uns nie in Gemütsruhe unseres Lebens freuen. Jeder Tag bringt uns in die Gefahr, daß wir Schulden machen müssen oder andere Schwierigkeiten haben. Jede unvorhergesehene Ausgabe hat eine Nervenkrisis zur Folge. Es bleibt nichts für die Anforderungen der Wohlthätigkeit, nichts für die guten Freunde, die eine Fünfpfundnote von uns borgen wollen, nichts für die vielen kleinen Freuden des Lebens. Und dabei tun wir nichts, was wirklich über unsere Mittel hinausginge oder sich von dem unterscheidet, was unsere Nachbarn mit demselben Einkommen auch tun. Ich behaupte daher, daß ein Londoner mit einem Einkommen von vierzig- bis fünfzigtausend Mark im Jahr und einer Familie für gewöhnlich zu den ärmsten und bemitleidenswertesten Leuten in der Stadt gehört.“ Die Armen! Hoffentlich versagt die Welt ihnen das Mitleid nicht.

Aus dem Tierleben.

ck. Vom Gefühlsleben der Spinnen. Welche festsamen Formen der Mutterinstinkt bei den Spinnen annimmt, darüber hat eine Untersuchung des französischen Forschers Lecailen interessante Aufschlüsse gebracht. Lecailen hat, wie einem Verächter der „Zeitschrift für Psychologie“ zu entnehmen ist, mit einer Wari der Feldspinnen, die an Getreideähren und Gräsern laubeneiergroße Netze spinn, Versuche angestellt. In diese Netze legt das Muttertier seine Eier und brütet sie so lange, bis die Brut selbstständig geworden ist und das Nest verläßt. Der Gelehrte wollte nun feststellen, ob die Spinnen zu ihrer Brut eine Art von persönlichem Verhältnis haben; deshalb entfernte er die Muttertiere und bohrte kleine Löcher in die Gespinne. Wurde nun ein Tier in ein fremdes Nest gesetzt, so ergriff es sofort davon Besitz und begann die Schäden zu reparieren, es adoptierte also gewissermaßen die fremde Brut, doch war sein Verhältnis zu derselben kein sonderlich inniges. Dann wurde die alte Mutter in ihr richtiges Nest zurückgesetzt, so schritt sie sofort zum Angriff gegen die Adoptivmutter. Diese aber ließ es niemals zu einem Kampf kommen, sondern machte sich schleunigst aus dem Staube. Der Selbsterhaltungstrieb war also stärker als die Anhänglichkeit an die Jungen. Die leibliche Mutter bewahrte ihr lebhaftes Interesse für ihre Brut bis zu einem Zeitraum von drei Tagen, später kümmerte sie sich nicht mehr um sie, während die Muttergefühle der Adoptivspinne im Laufe der Zeit derart erstarbten, daß sie das Nest so energisch verteidigte, als wäre es ihr eigenes. Eigentümlich ist, daß sich der Mutterinstinkt nur auf Nest und Brut als Ganzes bezieht; die Spinne kümmert sich nicht um die herauswachsenden Jungen, wenn das Nest verlegt wird, und sucht lediglich das Nest zu stopfen. Wird das Nest vollständig zerrissen, so verläßt die Brut die Ueberreste; die Mutter läßt sie ruhig gewähren, ohne ihnen die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. Nach einigen vergeblichen Versuchen, das Nest instand zu setzen, bleibt sie, ohne sich zu rühren, auf der Ruine sitzen, bis sie stirbt.

Technisches.

u. Telegraphendrähte aus Aluminium. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika hat man jetzt damit begonnen, das Monopol, das der Kupferdraht zur Verwendung zu Kabeln und elektrischen Leitungsdrähten besaß, zugunsten des Aluminiumdrahtes zu durchbrechen. Der Kupferdraht hat allerdings eine bessere Leitfähigkeit für Elektrizität, als der Aluminiumdraht, so daß dieser zum Ausgleich etwa um die Hälfte dicker genommen werden muß, als der kupferne; aber dieser Nachteil wird mehr als ausgeglichen durch das geringere Gewicht und den größeren Widerstand gegen Zerreißung, den das Aluminium besitzt. Diese beiden Eigenschaften ermöglichen es, daß die Telegraphenstangen bei Aluminium in viel größeren Entfernungen von einander aufgestellt zu werden brauchen. Dazu kommt der Preisunterschied. Der Preis für Kupfer ist im beständigen Steigen begriffen, der für Aluminium dagegen im Sinken.

Humoristisches.

— Neues vom Serenissimus. Bei einer Rundreise durch sein Ländchen läßt sich Serenissimus auch auf ein hübsches Gespräch mit einem Bauern ein. Der erzählt ihm, daß er mit großen Schwierigkeiten bei der Ernte zu kämpfen habe, da der Boden seiner Felder sehr sumpfig und moorig sei. „Ach, lieber Rindermann“, wendete sich Se. Hoheit an seinen Reisebegleiter, „wirklich bedauerliche Zustände, aber gibt doch ganz einfaches Mittel dagegen, verstehe nicht, warum — ah — pflastern die Leute nicht solche Wiesen?“

- Abrechnung. Geliefert: Rhakis im Stück und in Räden;
- Geliefert: Felte mit Segeltuch-Deden;
- Geliefert: Konserven in blechernen Dosen;
- Geliefert: Stiefel; geliefert Hosen;
- Geliefert: Papiere;
- Geliefert: Biere;
- Geliefert: Kornister;
- „Geliefert“: ein Minister! —

— Christlicher Wunsch. Pfarrer: Wie ich höre, hat der Hüh bei Euch gezündet, Huberbauer; das ist die Strafe für Euren gottlosen Lebenswandel!

Bauer: Na, so a Straf möcht' ich nochmal haben — viertausend Mark hab' ich ausgezahlt 'kriegt von der Assekuranz! — („Lustige Blätter.“)

Notizen.

- Das Deutsche Theater eröffnet seine neue Spielzeit am Freitag mit dem „Kaufmann von Venedig“.
- „Drtrun und Ilsebiel“ heißt ein neues Märchen-drama von Otto Ernst. Es wird die Winteraison des Hamburger Thalia-Theaters eröffnen.
- „Medius und die Sphinx“, Tragödie von Hugo v. Hoffmannsthal, erzielte beim Publikum des Schauspielhauses in Frankfurt a. M. nur eine matte Wirkung.
- „Der Chefäfig“, ein dreiaktiges Lustspiel von Bruno Köhler, hatte am Central-Theater in Dresden einen starken äußeren Erfolg.
- Köln erhält Anfang September ein neues Theater, das ausschließlich die Operette pflügen will.
- „Die drei Rolandsknappen“, ein Opernmärchen von Lorzing, das in Berlin noch nicht aufgeführt wurde, soll im Theater des Westens zur Darstellung kommen.
- „Dotscheri Luny“ („Die Töchter des Mondes“) ist der Titel eines neuen Stückes, das Maxim Gorli geschrieben.
- Ein Verdi-Denkmal soll im nächsten Jahre in Mailand enthüllt werden.
- Eine hübsche Methode, um mit seinen Schauspielern gut auszukommen, hatte nach der „Berl. Volksztg.“ der Theaterdirektor Fröbel, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts mit seiner Truppe in Süddeutschland umherzog. Er verteilte die Rollen nicht unter die Künstler, sondern er versteigerte sie. Die Folge davon war, daß es keine Streitigkeiten gab und der pfliffige Direktor eine nette Nebeneinnahme hatte. Dieviel ihm die Sache eintrug, geht daraus hervor, daß er einmal bei der „Besetzung“ von Schillers „Räubern“ die folgenden Preise erzielte: Karl Moor 2 Gulden, Amalie 1 Gulden 30 Kreuzer, Franz Moor 45 Kreuzer, Spiegelberg 45 Kreuzer und Schweizer 30 Kreuzer.